

DIE ANFÄNGE – FRISCH AUF INS WEITE FELD

(RAD, Bad Liebenwerda, Halle, Lublin, schon Russland)

Eigentlich war Gottfried ein ganz normaler Junge. Im erzgebirgischen Seifen ist er groß geworden. Der Schalk schaute aus seinen lebendigen Kinder-Augen. Ein guter Kamerad seinen Freunden, ein Beschützer seiner hübschen kleinen Schwester. In der Schule eher mittelmäßig, aber mit dem vom Vater eingeforderten Fleiß machte er vieles wieder wett. Zu Hause hatte man ihn schon zeitig angehalten, kindliche Arbeiten zu verrichten, für das Hasenfutter zu sorgen, Botengänge zu erledigen. Als das kleine Haus mit dem zugehörigen Garten erbaut war, mehrten sich die häuslichen Pflichten. Wenn seine Freunde ihre Freizeit selbst in die Hand nahmen, manchmal über die Stränge schlugen und von Eltern und Lehrern deswegen gerügt wurden, blieb er eher zurückhaltend. Zum einen duldeten der Vater in seiner strengen autoritären Erziehung keinen Fehl und Tadel, zudem war er als Polizist die Ikone des dörflichen Rechts.

Zweifach in seiner Entfaltung eingeschränkt, fand er doch hin und wieder verbürgte Ausbruchsmöglichkeiten, die aber leider zu oft ans Tageslicht kamen und schwer geahndet wurden. Das schloss auch eine körperliche Züchtigung ein. Eine Freundin und ehemalige Nachbarin schilderte eine Begebenheit, die geradezu symptomatisch sein Handeln beleuchtet. Erna, so ihr Name, und Anneliese, seine kleine Schwester, sollten von Gottfried beaufsichtigt werden. Gottfried wollte dies aber mit der Lektüre in einem spannenden Buch verbinden. Nun gaben aber die beiden Mädchen keine Ruhe ob der ausgebliebenen Aufmerksamkeit und sie neckten und ärgerten ihn. »Nu losst mich doch emol in Ruhe!« mochte Gottfried ein paarmal gesagt haben. Als sie es doch zu bunt trieben, griff er zum erstbesten Gegenstand und warf wutentbrannt diesen den beiden Gören über. Unglück-

licherweise war dieser Gegenstand ein auf der Fensterbank stehender Kaktus, der Mutter ganzer Stolz. Über sich selbst erschrocken hat Gottfried sofort den Schaden erkannt und dafür gesorgt, dass dieser Wutanfall unbemerkt blieb. Alle drei räumten schnell die Erde wieder in den Topf. Der Kaktus selbst wurde wieder mehr schlecht als recht eingepflanzt und die beschädigte Seite so gedreht, dass Mutter es nicht sehen sollte. Eine andere Cousine, die ich befragte, schilderte Gottfried als einen ruhigen und ausgeglichenen Jungen, der immer Zeit für die Belange anderer hatte. Sie selbst habe immer mit bestimmten Anliegen, ich nehme an schulischer Art, zu ihm kommen können.

Eng befreundet war er in seiner Kindheit, ja man kann sagen bis ans Ende seines Lebens, mit Johannes, seinem Cousin (in den Briefen meist Hannes genannt). Ich weiß nicht einmal, ob dieser Begriff stimmt, denn auch hier galt ja dieses verworrene Familienspiel, in dem Gottfrieds Vater doch eigentlich der Onkel von Richard, dem Vater von Johannes, war. Doch das tat der Freundschaft keinen Abbruch, ganz im Gegenteil. Ein dritter Cousin soll hier noch genannt werden, der dazugehörte. In ganz vielen Feldpostbriefen wird später von diesen beiden die Rede sein: von Johannes und Manfred. Und obwohl der Krieg die drei in alle Winde zerstreut hatte, obschon sie alle im Osten waren, klammerten sie sich aneinander, wollten ständig wissen, wo die anderen stationiert waren. Durch die vielen Geschwister der Eltern gab es ja ein ganzes Füllhorn an Cousinen und Cousins, über deren Verhältnis zueinander erst ernsthafte Familienforschung Licht ins Dunkel brachte.

In Ermangelung eines geführten Tagebuches sind die Zeugen dieses Lebens seine Postkarten und Briefe, die aufgehoben wurden, und die nun wohlgeordnet neben mir liegen. Daraus ein Leben zurückzurufen und aufzubereiten ist schwer, um nicht zu sagen nahezu unmöglich. Dass ich es trotzdem versuche, hat damit zu tun, dass sein Leben nicht nur symptomatisch für seine Zeit steht, sondern auch zeigt, wie äußere Einflüsse, politisch suggestive Umklammerungen zu jeder Zeit einen Menschen dermaßen verändern konnten, dass sich sein ganze Wesen verwandelt. Nach einem halben Jahr intensiver Beschäftigung und Entzifferungsversuche dieser Briefe, fiel mir noch ein bisher unbekannter Hefter in die Hand, in dem sich aufgehobene Antwortbriefe und Postkarten befanden, deren Absender die Eltern, die Freunde und Arbeitskollegen und sogar einige Brieffreundinnen waren.



*Gottfried mit seiner Schwester
in Kindesjahren*



Freund Manfred

Freund Johannes mit seinen Eltern



Bevor wir in den regen und regelmäßigen Briefverkehr eintauchen, der anfängt, als man Gottfried mit dem Beginn des Arbeitsdienstes aus seiner Familie systematisch herauslöst und militärisch und geistig auf den schon drei Jahre währenden Krieg vorbereitet, sind drei Zeugnisse noch zivilen und beruflichen Lebens erhalten geblieben. Die erste schriftliche Nachricht hinterlässt Gottfried am 3. Oktober 1939. Da ist er 14 Jahre alt und bei einem ganz sicher über die Schule vermittelten Bauernhof Lauckner in Haselbach eingesetzt. Dort sollen Schüler mithelfen, die Ernte unter Dach und Fach zu bringen, da auch hier und dort schon die Bauern und Knechte zum Militär eingezogen worden waren. So führten oft die Bauersfrauen das Zeppter, denen Schüler zeitlich begrenzt zur Hilfe zugeteilt wurden. Aber auch Kriegsgefangene wurden auf die Höfe aufgeteilt. Es gefällt Gottfried scheinbar dort, er hat Geschick und ist gut zu den vorhandenen Tieren. Ein Mitstreiter aus Rothenthal, auch noch Schüler wie er, ist schon auf dem Hof, mit dem er sich auf Anhieb gut versteht. Die erste Karte, mit der diese Korrespondenz beginnt, schreibt er mit der Beleuchtung einer Taschenlampe, da schon Verdunkelung vorgeschrieben ist. Stolz berichtet er von der Arbeit, es musste gedroschen werden, da Regen drohte. Am Nachmittag seien dann Kartoffeln ausgenommen worden. »Es sind 6 Kühe, 2 Pferde, 2 Ochsen und 5 Kälber vorhanden. Jetzt werde ich gleich noch meine Kühe versorgen. Euer Gottfried.« Das alles klingt fast etwas angeberisch und protzig. Aber hier will nur ein Halbstarker seinen Eltern von seiner eigenen erwachenden Kraft und jugendlichen Würde berichten. Nicht ersichtlich wird die Zeitdauer des Einsatzes, ich nehme an, dass solche Unternehmungen auf wenige Ferienwochen beschränkt blieben. Dieses fast idyllische Intermezzo wird erweitert durch lange Fahrradfahrten durch ganz Sachsen. Immerhin zeigt uns dies, dass Gottfried nicht ausschließlich den Aktivitäten der Hitlerjugend anhing. Es gab auch ein Leben jenseits dieser Doktrin, auch die Mitgliedschaft im Seiffener Kirchenchor mag dafür ein Zeugnis sein. Von einer Fahrt übers Land berichtet er in der Postkarte vom 5. August 1940: »Vorgestern bin ich, von Chemnitz kommend, in Frankenberg angekommen. [Wo er mit Sicherheit bei der Familie seines Onkels übernachtet hat. – Gottfried S.] Heute habe ich die Radtour nach der Talsperre Kriebstein unternommen und bin jetzt in Rochlitz gelandet, wo ich Euch bei einem Glas Malzbier diese Zeilen schreibe.« Dass er diese Zeit genoss, machen die Zeilen deutlich:

»Ganz sicher werde ich morgen nach Hause kommen, es kann aber sein, daß ich auch erst am Mittwoch eintreffe. Wahrscheinlich werde ich erst Nachmittag wegfahren, damit ich nicht so schwitzen brauche. Heil Hitler! Euer Gottfried P.S. Grüßt bitte Frau Huhn und Großvater.« Dieser letzte Zusatz zur Karte betrifft die in der kleinen Landwirtschaft seines Großvaters kindlich innige Beziehung zu einem Huhn, zu dem er ein besonderes Verhältnis hatte und das nicht geschlachtet werden durfte. Wir sehen also einen Jungen, der froh dem Entkommen aus häuslicher und familiärer Pflicht, durch Sachsen radelt und Land und Leute kennenlernt. Doch bald schon ruft der Ernst des beruflichen Lebens. In Olbernhau zur Handelsschule gegangen, beginnt er in Dippoldiswalde eine Ausbildung zum Rechtspfleger. Das sind kommende Beamte im gehobenen Dienst, die verschiedene Aufgaben an Gerichten wahrnehmen. Dass dies sein ureigener Berufswunsch gewesen sei, mag ich fast bezweifeln. Auch hier wird der Ehrgeiz des Vaters, der sich ebenso auf seine Kinder und in besonderer Weise auf seinen Sohn ausdehnte, eine Rolle gespielt haben. Sei es, wie es sei. Wir finden Gottfried jedenfalls am 2. November 1941 in »Dipps« wieder, wie er, auf sich allein gestellt, ein Zimmer sucht. Davon schreibt er, für mich nicht überraschend, gerade seiner Großmutter (Ich glaube, er hätte gern diese ersten Schritte in der Fremde zusammen mit seinem Vater getan.): »Erst heute habe ich mich bei meinem Chef vorgestellt, dann habe ich mich aufgemacht, ein Zimmer zu suchen. Mit Mühe und Not habe ich eines gefunden.« Aber er klagt über die Esserei, da er sich dort selbst verpflegen muss, das Essen ist ohnehin wichtig für ihn, der zeitlebens gerne aß und auch sehr gern und schon früh den Zigaretten zugetan war. Dies wiederum war eine ganze Zeit lang Anlass zu manchem Disput mit seiner Mutter, deren Argumente gegen den hohen Tabakverbrauch des Sohnes und auch den ihres Mannes nicht zum Erfolg führten. Aber Gottfried richtete sich ein, kam mit den Kollegen klar und schien auch den Beruf nicht nur hinzunehmen, sondern zunehmend zu mögen. Politisch engagierte er sich an seinem neuen Wohnort wieder, wie sollte es auch anders sein, in der Gefolgschaft 1/216 der Hitler-Jugend in Dippoldiswalde. Ich fand im Nachlass Gottfrieds eine Urkunde, laut der er zum Hauptscharführer dieser Gefolgschaft ernannt wurde. Das war am 30. Januar 1942, Gottfried war fast 17 Jahre alt. Nun ist bekannt, dass der Dienst in dieser Nachwuchsorganisation der NSDAP von seinen Mitgliedern zumindest zeitlich

einiges forderte. Seit 1939 war es Pflicht eines jeden Jugendlichen, hier mitzutun, davor aber war es der Form halber offiziell noch freiwillig. Nach einem Bericht meines Vaters, der übrigens Gottfried, seinen Schwager, durchaus von der Schule und vom Dienst in der HJ kannte, ohne natürlich zu wissen, dass er einmal, Jahre später, seine Schwester heiraten würde, nach diesem Bericht also gab es seines Wissens in Heidersdorf zumindest einen Jungen, dem durch seine Eltern der Eintritt in der HJ verboten wurde. Er habe nur Nachteile erdulden müssen, nicht bloß durch die Lehrerschaft in der Schule, sondern auch seine Mitschüler schnitten ihn, ja sie wurden geradezu angehalten, dies zu tun. Nun, zum Schwager meines Vaters ist Gottfried leider nie geworden.

In diese Zeit fällt auch der Beginn einer Brieffreundschaft zu einer gewissen Ursel, deren Briefe – sicherlich nicht ganz vollständig – vorhanden sind. Es ist ein sachlicher, fast jungfräulicher Briefverkehr, der so gar nicht zu dem Satz, geschrieben von Ursel in einem Brief vom 1. Februar 1942 passen will: »Habt Ihr beiden [gemeint ist hier der Freund und Cousin Manfred – G. S.] in Seiffen auch wieder Schifferklavier gespielt und dazu gesungen, weißt Du in M.'s Zimmer?«

Immerhin dauerte die Korrespondenz bis zum Ende seines Lebens. Gottfrieds Verhältnis zu den Frauen, wir werden im Laufe unserer Geschichte noch darauf zurückkommen, ist ein fast antiquiert ehrenwertes. Nicht nur einmal wird er deswegen von seinen Freunden aufgezogen und verlacht. Ursula jedoch ist älter und auch vernünftiger als seine Seiffener Kameraden, deswegen wird sie sich auch zu Gottfried hingezogen gefühlt haben. Und doch bleibt auch bei ihr eine Spur Überlegenheit, wenn sie fast sarkastisch Gottfried aufzieht: »Wann hast Du denn Geburtstag? Denn es ist doch sehr bedauerlich für Dich, wenn Du Dir die meisten Filme, wegen Jugendverbotes nicht ansehen darfst. Was habe ich denn da gegen Dich schon für ein Alter auf dem Pelz?« Von Beruf, wenn ich es richtig herauslese, ist sie Verkäuferin in einem Modegeschäft, und sie muss auch zu Messen und Verkaufveranstaltungen zum Einkauf fahren. Schon deswegen weltgewandt und nicht so provinziell, verwendet sie, ungewöhnlich für diese Zeit, in ihren Briefen öfters Anglizismen und düpiert Gottfried dadurch geradezu.

Nicht einmal vier Monate hatte Gottfried Zeit, in die berufliche Ausbildung hinein zu finden. Denn pünktlich mit seinem 17. Geburtstag kom-

men schon briefliche Nachrichten aus Bad Liebenwerda, wohin er zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde. Nun bleiben ihm noch $1\frac{3}{4}$ Jahr oder 674 Tage Lebenszeit. Ich frage mich, wie würde er sich verhalten haben, hätte er in die Zukunft schauen können? Wären seine anfängliche Unbeschwertheit, sein Enthusiasmus und seine Sympathie mit einem sogenannten Landsertum, die fast mittelalterlich archaisch anmutet, ausgeblieben? Ganz sicher aber hätte er mehr nachgedacht und wäre selbstkritischer gewesen. Alles Spekulieren nützt aber nichts, wir müssen uns an die Fakten halten und diese berichten viel mehr von militärischer Zucht und Ordnung, die man einer jugendlichen Mannschaft von völlig verschiedenen Subjekten überstülpen wollte und die schon ganz auf Krieg und Eroberung ausgerichtet war. Dafür brauchte man nur willfährige, dressierte und mitleidlose Menschen. Es wird auch Gottfried anzumerken sein, dass dieser pädagogische Ansatz Früchte trug, und wir werden eine Entwicklung begleiten, die teilweise erschreckend anmutet. Trotzdem wird am Ende ein Rest von Anständigkeit (dieses Wort mag ich eigentlich in diesem Zusammenhang nicht), ein kleines bißchen Menschlichkeit übrig bleiben, auch wenn man zwischenzeitlich sehr danach suchen muss.

Doch kehren wir in den Februar 1942 nach Bad Liebenwerda zurück. Hier in Brandenburg, noch dicht an der Grenze zu Sachsen, scheint bei allem Ernst und kriegsvorbereitendem Engagement auch viel Spiel und kindliches Ungestüm dabei zu sein. Einem wie mir, dem alles Militärische von Anfang bis Ende suspekt, sind die Gepflogenheiten eines sogenannten RAD-Lagers nahezu lächerlich und grotesk. Sie erinnern sehr an die



Als Arbeitsmann

GST-Lager zu DDR-Zeiten. Trotzdem nimmt Gottfried alle Aspekte der Ausbildung ernst und berichtet stolz von Apellen und Marschausbildungen, dem Bettenbau und der Spind-Ordnung. Diese jungen Menschen wurden natürlich nicht nur geistig auf diesen »völkischen Feldzug« vorbereitet, sondern auch durch intensive körperliche Ertüchtigung, die eine sehr fragwürdige medizinische Behandlung einschloss. »Gestern sind wir zum dritten Male geimpft worden. Wie schon bei der zweiten war die Nachwirkung die, daß man dauernd austreten muß. Bei der ersten konnte ich die Nacht darauf nicht schlafen und hatte furchtbare Kopfschmerzen. Einer ärztlichen Untersuchung sind wir auch unterzogen worden. Morgen haben wir Durchleuchtung. Das sind alles Vorbereitungen ...« Was diese letzten Punkte im Brief bedeuten, ist allen Beteiligten klar. Er hätte auch schreiben können: Das sind alles Vorbereitungen für den Krieg. Diese fast dubiosen Untersuchungen und Impfungen habe ich viel später auch bei der NVA erleben müssen. Genau wie jene Generation damals durfte auch bei uns niemand nach den genauen Umständen und Dosierungen welcher Impfstoffe auch immer Auskunft verlangen. Interessant ist auch noch die Verwendung des veralteten Begriffes »Durchleuchtung«. Damit war ganz sicher eine Röntgenuntersuchung gemeint. Die Vereidigung, die es auch beim RAD gegeben hat, sollte nun bald folgen. Die Stadt Bad Liebenwerda selbst würde Gottfried schon etwas kennen, so schrieb er, da er schon einige Male da war, obwohl es eigentlich vor der Vereidigung noch keinen Ausgang gegeben habe. »Erst heute Vormittag sind einige Arbeitsmänner, darunter ich, ausgesucht worden, die an der Verpflichtungsfeier der Jugend teilnehmen durfte.« Am Ende schreibt er über nun endlich einsetzenden Sonnenschein pünktlich zum Frühlingsanfang und an Hannes will er auch noch schreiben. Anfang März sind die jungen Burschen noch immer nicht eingekleidet, aber Gottfried findet den Dienst abwechslungsreich, auch wenn in seiner von 13 Mann belegten Stube alle Betten nach den Stubendurchgängen wieder und wieder eingerissen wurden. »Eben haben wir sie wieder gebaut.«

Anfang März wird Gottfried in seinen Briefen schon deutlicher, die Gepflogenheiten des Lagers werden näher beschrieben und auch an zukünftige Dinge gedacht. Die Unterkünfte seien Baracken, die mitten in einem Kiefernwald liegen, und beim Umschauen fehlen ihm die erzgebirgischen Berge, er beklagt, alles sei eben und deswegen langweilig. »In 6–8 Wochen kommen